24. November 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 271

In freier Stunde

„Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

17. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Sie vergessen, daß das Erscheinen Ihres Schwagers störend in unser Programm gefahren ist. Bitte, in den nächsten Tagen verläßt er Warjethen . . .“

„Und meine Schwägerinnen?“ fragte sie ungeduldig.

„Es handelt sich vorläufig nur darum, Fräulein Brigitte von Warjethen zu entfernen. Und diese Angelegenheit habe ich, meiner Ansicht nach, nicht einmal ungeschickt, bereits in die Wege geleitet. Die junge Dame sehnt sich in die Welt hinaus . . . Abbazia, Cote d'Azur — gut, dieser bescheidene Wunsch soll erfüllt werden. Es ist entzückend, wenn man sogar den Weihnachtsmann spielen darf. In den nächsten Tagen wird eine Gräfin Szokor, eine entfernte Verwandte von mir, eine Reisebegleiterin aus ersten Kreisen suchen. Sie verstehen, Frau Simone . . .“

„Glauben Sie, daß Brigitte diesen Posten annehmen wird?“

„Ich bin meiner Sache ganz sicher. — In acht Tagen spätestens haben wir hier freie Hand. Dann schwimmt der Amerikaner auf dem großen Wasser und Fräulein Brigitte wird ebenfalls gut untergebracht sein.“

„Herta und Wendom?“

„Sind vorläufig völlig ungefährlich.“

„Aber Linnemann . . .“

„Den wird man allerdings entfernen müssen, aber erst später. Der Mann hat zwar einen jederzeit kündbaren Vertrag, ich halte jedoch eine gütliche Einigung für besser als eine fristlose Entlassung. Lassen Sie ihn noch die Ernte hereinbringen, aber sprechen Sie bald mit ihm. Finden Sie ihn mit einer kleinen Summe ab und erklären Sie ihm ruhig, daß Sie für Warjethen einen Mann mit größeren Gartenbaukenntnissen brauchen. Linnemann wird ohne weiteres einsehen, daß mit Ihrem Einzuge in dieses Haus die Vorliebe für den Kartoffelbau ausgezogen ist. — Uebrigens entspricht mein Vorschlag einer Verabredung mit Balinys.“

Er bekam keine Antwort. Als er sich eine Zigarette anzündete, sah er in der rasch verzuckenden Zündholzflamme, daß Simone mit zusammengekniffenen Lippen neben ihm saß. — Angst? . . .

„Die Geschichte ist von Balinys so ausgezeichnet durchdacht und so geschickt organisiert, daß nach Erledigung unserer kleinen, allerdings etwas zeitraubenden Vorarbeiten alles andere ganz von selbst läuft. — Haben Sie übrigens mit Ihrem Gatten über die kleinen Veränderungen, die Sie mit Warjethen vornehmen wollen, gesprochen?“

„Heute,“ antwortete sie unbehaglich.

„Und?“ fragte er interessiert.

„Er stellt mir nichts in den Weg.“

„Ausgezeichnet! Es war meine Hauptsorge. Jetzt haben wir freie Bahn. Die Handpressen stehen als Heizkörper deklariert versandbereit in einer Berliner Spedition. Eine gewisse Person wird sich Ihrem Gatten in den nächsten Tagen nicht nur mit den besten Zeugnissen und Empfehlungen als Linnemanns Nachfolger vorstellen, sondern auch mit dem echtesten Paß mit dem braven Namen Müller aufwarten können. Er ist ein fabelhaft geschickter Bursche, der beste Mann, über den Balinys verfügt. Ehemals in litauischen Diensten, wo er im Memelputsch eine hervorragende Rolle spielte. Später von Balinys gekauft, stark an Wilna beteiligt, dann in Danzig — und was die Hauptsache ist, den deutschen Behörden völlig unbekannt. Kein Mensch wird selbst bei stärkstem Einsetzen unserer Bemühungen die Zentrale auf Warjethen suchen . . .“

„Sie reden, als ob Sie dafür bezahlt werden,“ sagte Simone höhnisch. Staroschs Zigarette flammte auf. —

„Vielleicht sogar von Ihrem Erbteil,“ antwortete er kaltblütig.

Simone zog sich den Schal fester um die Schultern. Ihre Stimme klang leicht belegt: „Ich glaube — daß ich mich in ein Unternehmen eingelassen habe, dessen Erfolgsaussichten in keinem Verhältnis zu den Gefahren stehen, denen ich mich aussetze.“

„Diese Beurteilung müssen wir anderen überlassen.“

„Ist eine Entdeckungsgefahr möglich?“ fragte sie leise.

„Möglich?“ Er schmeckte das Wort durch und horchte behaglich auf ihren verhaltenen Atem; „Politik ist immer ein Spiel um Kopf und Hals,“ antwortete er schließlich mit ätzender Höflichkeit, — und nach einer kleinen Pause: „für die kleinen Leute selbstverständlich! Für uns, gnädige Frau, steht immer ein Flugzeug bereit. — Bedauerlich wäre eine Entdeckung natürlich für die Karriere Ihres Gatten, obwohl man ihn als Opfer einer geschickten Intrige bedauern würde. Der Zylinder wäre sozusagen aus Prestigegründen unvermeidlich. Aber was bedeutet das schon? Der Schwiegersohn St. Bogars? Er wird immer in den Unternehmungen Ihres Herrn Vaters ein reiches Betätigungsfeld finden.“ Er warf den Zigarettenrest fort.

Die Glut flog wie ein rotes Leuchtkäferchen durch die Dunkelheit und verzischte im taunassen Gras.

Simone erhob sich brüsk: „Man hört Ihnen immer gern zu," zischte sie, „Sie haben eine hübsche Stimme."

„Ein reizendes Kompliment," entgegnete er geschmeidig und verbarg nicht seinen Zynismus, „ich kann sagen, daß ich meine Register beherrsche." —

*

Hans Hellborn radelte durch das Hohe Tor in Hohenburg ein. Im Sächsischen Sortiments- und Engroslager schrubbten hochgeschürzte Frauen den Fußboden. Im Schaufenster von Nelson, „Robes und Modes", kniete ein junger Mann mit öligem Scheitel vor einer junonischen Wachspuppe und hüllte die nackte Schöne, der übrigens ein Pappschild mit der Inschrift „Etwas für Sie!" über dem kleinen Finger hing, mit zärtlichen Händen in einen geblümten, duftigen Stoff.

Da das Postamt erst um acht geöffnet wurde, und Jolli ohne Frühstück von Hause fortgefahren war, kehrte er gegenüber im Bahnhofsrestaurant ein. Der Wartesaal war gähnend leer. Er bestand aus den Abteilungen erster und dritter Klasse, je nachdem man sich an einen weißgedeckten Tisch oder an eine hellgescheuerte Holzplatte setzte. Außerdem gab es noch das Zimmer. Der Eingang dieses für die Ehrengäste und Honoratioren bestimmten Raumes lag linkerhand hinter der Theke.

Die Stühle hingen zum größten Teil noch umgestülpt auf den Tischen. Das platinblonde Fräulein hinter dem Büfett gähnte zwanglos und zeigte eine interessante Zahnlücke; aber als Jolli eintrat, besann sie sich auf die Pflichten des Kundendienstes und schlug sich mit dem Handrücken tremolierend vor den Mund. Sie öffnete ihren Verschlag und bot Jolli das Zimmer an.

„Derstens lüjen die Illustrürten dort und dann ist es da auch vül jemütlichör."

Obwohl der zellengroße Raum sicherlich hin und wieder gelüftet wurde, waren die tapezierten Wände als stumme Zeugen schwerer nächtlicher Kneipereien derart von Tabaksdunst und Fusel vollgesogen, daß die Luft stets dick war und das Aroma eines alten Kartenspiels hatte. Jolli verzichtete darauf, von dem Angebot des Fräuleins Gebrauch zu machen, und setzte sich an einen der gedeckten Tische in der Nähe des Fensters.

Er ließ sich eine Tasse Kaffee geben und stürzte das Getränk schwarz und brühheiß herunter. Das tat gut nach der zweiten um die Ohren geschlagenen Nacht. — Seinen Hunger bezwang er; denn die kalten Klopse in dem gläsernen Büfettaufsatz hatten ein würdiges Altersgrau angesetzt, und die Schinkenbrötchen phosphoreszierten lila und grünlich. Wahrscheinlich träumten sie bereits seit der Einweihung der Hohenburger Strecke im Jahre 86, wer sie einmal essen und was dem Unglücklichen dann zustoßen würde. —

Pünktlich um acht Uhr fand Jolli sich auf dem Postamt ein, und mit der Präzision eines selbsttätigen Hühnerauslasses fuhr mit dem letzten Glockenschlag das Schaltergitter hoch.

„Ferngespräch nach München." Er reichte dem Beamten die Nummer herein und bekam nach einer knappen Viertelstunde die gewünschte Verbindung mit dem Hotel, wo Mackenzie wohnte. Ehe er aber Mack an den Apparat holen ließ, verlangte er vom Portier die Abfahrtszeiten der Dampfer, die im Laufe der folgenden Woche Deutschland mit dem Ziel New York verließen. Er notierte sich die Daten, und dann kam Mackenzies Stimme. Die Verständigung war infolge einer über Mitteldeutschland liegenden atmosphärischen Störung nicht die beste. Außerdem aber hatte Mackenzie eine Art, ins Telephon zu brüllen, als käme es darauf an, die Entfernung von mehr als tausend Kilometer durch Stimmaufwand zu überbrücken.

„Shut up, halts Maul!" befahl Jolli schließlich, nachdem er sich eine ganze Weile lang mit Anklagen und Vorwürfen hatte überhäufen lassen, „jede Minute kostet an zwei Mark, Mack, — und du tust gerade so, als ob du dieses Gespräch bezahlst! Ruf mich später an, aber jetzt zahle ich und rede demzufolge auch! — Also paß auf, Mack: du kündigst heute dein Zimmer, setzt dich in den Abendzug, neun Uhr zwanzig, wenn ich mich nicht irre, und fährst nach Berlin. Berlin an der Spree, Mack! Es gibt nämlich auch ein Dorf dieses Namens in Hinterpommern . . ."

In München murmelte Mackenzie irgend etwas Haarsträubendes, was sogar der Draht zu übermitteln sich weigerte. —

„In Berlin nimmst du ein gutes Hotel im Zentrum und schreibst mir sofort, wo du logierst. Aber einen Brief, Mack, keine Karte! Und ohne Absender, verstehst du? Und jetzt nimm einen Bleistift und ein Blatt Papier zur Hand, mein Junge, — hast du? — so, und dann schreib auf: Simpson & Kelly Konkurs stop müssen unbedingt zurück stop erwarte dich Hamburg Schiff Milwaukee, stop ab Hamburg Samstag abend stop Mackenzie. — Hast du?

Punkt und Schluß! Und diese Depesche gibst du — wart einen Augenblick — heute haben wir Dienstag, gibst du Freitag vormittag an mich auf, mit Dringlichkeitsvermerk! Hast du verstanden, Mack? Natürlich, falls ich nicht rechtzeitig abblase!"

„Und dann fahren wir?" schrie Mack.

„So ungefähr," antwortete Jolli etwas unbestimmt. Er lauschte in den Hörer. „Schluß, Mack!" sagte er, „leb wohl bis dahin, alter Mack, falls nichts dazwischenkommt, — und fluch brieflich weiter. Du kannst wirklich nicht von mir verlangen, daß ich deine Pöbeleien auch noch bezahle!" — Er hängte kurz entschlossen ein und mußte, da der Beamte nicht mit sich handeln ließ, für das Gespräch zehn Mark und sechzig Pfennige bezahlen.

Als er nach einstündiger Fahrt wieder auf Warjethen eintraf, saß die kleine Gesellschaft bereits beim Frühstück. Simone, Herta, Starosch und Brigitte. Sie waren nicht wenig erstaunt, Jolli von draußen hereinkommen zu sehen.

„Schon auf, Hans?"

„Schon? — seit drei Stunden mindestens! Ich habe ein paar Runden um den See gemacht und gute zwanzig Kilometer auf dem Rade hinter mir, — und habe einen Mordshunger natürlich. Also betätigt euch einmal ein wenig in diesem Sinne, holde Damen, paar Wurstbrote, ein bißchen Schinken, auch Honig, jawohl . . ." Er aß mit einem Appetit, dem Herta und Brigitte kaum folgen konnten, acht doppelseitig belegte Brötchen, trank drei Tassen Kaffee und probierte auch noch zwei weiche Eier. — „Ja, das Baden! Müßten Sie auch machen, mein lieber Herr Starosch, — das schafft dann hinterher!"

„Und wir haben uns um Sie schon Sorgen gemacht," bemerkte Simone mit einigem Respekt vor Jollis Gefräßigkeit.

„Ach was?" meinte er ungläubig und schien sich erst besinnen zu müssen, „weil ich gestern nicht so ganz auf Deck war? Sagte ich doch gleich, daß nichts dabei ist. Muß übrigens an der Luftveränderung liegen, am Klimawechsel, wissen Sie . . . Da hilft am besten frische Luft und Bewegung. Ich hätte mich gestern an Ihrem Spaziergang beteiligen sollen . . . Er seufzte auf und ließ den Gürtel ungeniert um eine Handbreite nach. „Somit wären wir gesättigt!" stellte er befriedigt fest, und: „Hast du für heute bereits ein Programm gemacht, Brigitte?"

„Heute muß Brigitte mir in der Wirtschaft helfen," erklärte Herta bestimmt. Brigitte sah sie etwas überrascht an. — Simone stand auf, sie wollte ein paar Briefe erledigen. Auch Starosch entschuldigte sich mit seiner Korrespondenz. Herta verschwand im Gemüsegarten und auf Brigitte wartete Linnemann in den Ställen. Der Tierarzt wurde erwartet, um einen Wurf Ferkel gegen Rotlauf zu impfen.

Jolli blieb noch am Tisch sitzen. Als alle verschwunden waren, erhob er sich. Er stand eine Weile bewegungslos und lauschend in der Diele. Die lässige Haltung, mit der er bei Tische aufgewartet hatte, war gänzlich verschwunden. In seinem Gesicht lag ein scharfer, gespannter Ausdruck. Niemand näherte sich. In der Küche sangen die Mädchen das Lied von der holden Blume der Männertreu', die so fürchterlich schwer zu finden ist.

Jolli trat rasch zum Telephon. Er ließ sich Metgeithen geben. Drüben meldete sich das Zimmermädchen.

„Fräulein Hilde Ottendorf zu Hause?" fragte er leise. — „Also dann bestellen Sie bitte, daß Fräulein Brigitte Hellborn Hilde in einer halben Stunde auf dem Metgeither Weg erwartet. — Nein, es ist nicht nötig, daß Sie Fräulein Hilde an den Apparat holen — nur zu bestellen — jowhl, in einer halben Stunde."

Er ging ins Rauchzimmer hinüber. Sekundenlang blieb er vor dem Bilde seines Vaters stehen, — nahm sich eine Zigarre und zündete sie verloren und unaufmerksam an. „Alsdann . . .!" stieß er hervor und sog die Lungen voller Luft, als beabsichtige er, sich zu Rettungsarbeiten in ein brennendes Haus zu stürzen. — Er schlenderte gemächlich über den Hof, bog dann in den Park ein und schlug erst ein rascheres Tempo an, als die Taxushecken ihm den Rücken deckten. Er nahm denselben Weg, den er neulich mit Brigitte zu Pferde gemacht hatte, und stand ein paar Minuten vor der verabredeten Zeit an der Wegkreuzung, wo er sich damals — vielmehr wo Brigitte sich damals von Hilde Ottendorf verabschiedet hatte. Er brauchte nicht lange zu warten, und trat, als käme er gerade in diesem Augenblick aus der Schneise heraus, auf den Metgeither Weg.

„Guten Morgen, Fräulein Hilde!"

„Guten Morgen," sie sah sich suchend um. „Brigitte?" fragte sie etwas erstaunt und schien zu erwarten, daß nun Brigitte aus den zweijährigen Blumentopfbäumchen der Schonung herauskäme.

(Fortsetzung folgt.)

Totensonntag

Skizze von Paulrichard Hensel

In der kleinen Kapelle von M. hatten wir unseren Hauptmann aufgebahrt. Seine Frau wollte ihn zur letzten Fahrt von der Sommefront in die Heimat holen. In der Nacht hatten wir Ablösung bekommen, aber die Nerven waren zu angespannt, als daß jemand das Gefühl der Ruhe hätte empfinden können.

Leutnant Hiller übernahm die Batterie. Er hatte das Zeug dazu, das wußten wir. Er war unlängst auf Beobachtungsposten im vorderen Graben verschüttet worden. Es fiel uns allen jedenfalls auf, daß er verschlossener und ernster war als sonst. Krieg kennt keine Verstellung. Manchmal sah ich den schweigsamen Kameraden verstohlen von der Seite an, und dann verstand ich ihn: Todesahnen . . .

Darüber waren wir uns klar: Aus dieser Hölle herauszukommen, war Zufall und ganz besonderes Glück. Mann gegen Mann kämpfen — das hätte noch die Spannung gelöst. Aber wehrlos im Stollen sitzen, weil die Batteriestellungen von einem unaufhörlichen Hagel von Granaten zugedeckt wurden und unsere Munition nicht herankam, — das machte stumpf und fatalistisch. Und eines Abends sprach es Hiller offen aus:

„Wir wollen uns nichts vormachen, unsere Zeit ist um. Nein, sagen Sie nichts! So etwas spürt man. Na, wir haben getan, was wir tun konnten, nicht wahr?" Er bemühte sich, nüchtern und unsentimental zu sprechen. „Wenn es mich erwischt — die Briefe in meiner Tasche besorgen Sie noch, ja? Ich muß mich darauf verlassen können!"

Wir rauchten schweigend im Dunkeln unsere Zigaretten weiter. Phrasen zu machen hatten wir längst verlernt. Vielleicht hatte Hiller sogar recht. Morgen war Totensonntag . . .

Das war am vierten Tag unserer Ruhestellung.

Hin und wieder hörten wir das Einschlagen schwerer Granaten in unserer Nähe. An der Front tobte das Trommelfeuer. Wir sahen uns bedeutungsvoll an. Beschießung der rückwärtigen Stellungen und Straßen — das bedeutete Angriff. „Die Feldartillerie feuert auf 1600 Meter!" sagte Hiller. Wieder das einförmige Summerzeichen des Fernsprechers. Dann sprang der Batterieführer auf. „Fertig machen! Befehl von der Division zum Ablösen!" Wir sahen uns einen Augenblick ernst an, gaben uns die Hand. „Vielleicht — auf Wiedersehen!"

Unsere braven Kanoniere waren schnell fertig. Ruhig klangen die Kommandos. „Aufgesessen!" Im Trab ging es die Landstraße entlang. Unheimlich lebendig war diese Nacht. Wagengerassel, das Schnauben scheuender Pferde, Schrapnells und das durchdringende Heulen der rechts und links einschlagenden Geschosse — das alles verstärkte noch die Erregung, in der wir uns befanden. An einer Straßenkreuzung war durch aufgelöste Pionier- und Munitionskolonnen ein heilloser Wirrwarr entstanden. Also querab durchs Feld. Die da vorn durfte man nicht warten lassen. Unaufhörliches Aufblitzen hinter der Anhöhe. Da oben lag eine Haubitzbatterie. Warum schoß sie nicht? Sie war an demselben Tage in Stellung gegangen, an dem wir unseren Hauptmann zurückbrachten. Die Fahrer trieben die Gespanne zum Galopp. Ueber die Höhe mußten wir schnell hinweg — das wußten die da drüben auch. Hart kamen wir an den Haubitzen vorbei. Zugeschüttet, Volltreffer — nichts als ein Trümmerhaufen war übriggeblieben. Jetzt verstanden wir: Tote können nicht mehr schießen. Und plötzlich hielt Hiller sein Pferd an. Da lagen vier wie hingemäht, von Erdmassen halb zugedeckt, ein Leutnant darunter — die silbernen Achselstücke schimmerten fast grotesk in dem Schlamm. Waren sie tot oder verwundet? Niemand konnte es sagen. Der Lärm der Nacht verschluckte das Stöhnen des einzelnen. Das Gesicht unseres Batterieführers war erschreckend blaß. Langsam legte er die Hand an den Stahlhelm — dann ging es weiter. Die Pferde waren wie toll von dem Sperrfeuer, das auf der Höhe lag.

Hiller ritt dicht neben mir. „Es war mein Bruder," sagte er. Die Stimme war kaum wiederzuerkennen. — —

Einige Wochen später gab es wirkliches Ausruhen für uns. Ein Bett, trockene Kleider, ein wärmender Kamin. Und hier, in der Vertraulichkeit einer gemeinsamen Flasche Wein, konnte ich mich nicht enthalten, Hiller darauf hinzuweisen, wie unbegründet damals seine Besorgnis war und wie wohlbehalten wir immer noch beieinander seien. Das Gesicht des Leutnants wurde ernst.

„Ich weiß nicht mehr," sagte er, „woher jene Ahnung kam. Ich trug in der Tasche einen Brief an meine Braut, mit dem ich sie freigab. Wir wissen nicht, wann wir heimkehren und ob es uns beschieden sein wird; und ich wollte einen jungen Menschen nicht durch ein Versprechen an mich binden, das unter anderen Voraussetzungen gegeben war. Aber mit diesem Brief machte ich mich selbst einsam — und wer allein ist, sieht den Tod näher als andere. Verstehen Sie das? Ja, und dann, als wir an der zerschossenen Batterie vorbeikamen — damals begriff ich, daß Sterben nichts Schweres, vielleicht nicht einmal etwas Bedeutendes ist. Aber leben und an dem, der Hilfe braucht, vorbeigehen zu müssen und nicht helfen zu können — das ist unerträglich schwer. Gewiß, am Totensonntag sollen wir der Verstorbenen gedenken, aber gerade darum muß uns bewußt werden, wie wichtig es ist, daß wir leben dürfen, um dazusein, wenn wir gebraucht werden." Er trank langsam sein Glas leer. „Den Abschiedsbrief habe ich zerrissen," fuhr er fort, „denn ich habe den brennenden Wunsch, daß, wenn einmal wieder neue Not über uns kommt, unsere Frauen uns nicht am Totensonntag beweinen müssen und nicht hilflos und allein sind."

Dann saßen wir lange schweigend und sahen in das knisternde Kaminfeuer. Und vielleicht stiegen vor jedem vertraute Bilder auf, stilles Gedenken und Sehnsucht.

Das Märchen vom Sterben

Von Maria Diers

Jung war sie und kam vom Juristenball. Es war ein seliger Abend gewesen, und er zitterte in allen Nerven nach. Wißt ihr, wie die Männer und die lieben Jungens, die Referendare, sie genannt hatten? — Iris. Es war alles wunderbar gewesen, von der ersten Minute an, als sie mit der Mutter den Saal betrat.

Und dann der Doktor Stechheber, der Literat, der seinen glattschwarzen Kopf vor ihr neigte, und sie tat, als sähe sie es nicht, und da stand auch schon wie aus dem Boden gewachsen einer von ihren blonden Jungens, und der sagte das Wort zum ersten Mal, das dann wie Funken weitersprang: „Iris!“ Ehe sie mit ihm abschwirrte, hörten sie beide noch, wie Doktor Stechheber ihnen nachschnarrte: „Edelkitsch!“

Da hatten sie zwerchfellerschütternd gelacht. — „Edelkitsch“! War's nicht entzückend? Sie wollte gern bei dem Edelkitsch sein. Und dann sagte ihr blonder Freund verächtlich: „Doktor phil. ist der? Doktor Wenig eher.“ Ach, alles war so süß, so lustig, so beglückend.

Wie sie anfing, ihr zertanztes Ballkleid, an dem noch alle Seligkeiten des Abends hingen, abzustreifen — da kam's. Da kam es über sie wie aus einer unsichtbaren Schaufel geschüttet — kalt oder heiß oder beides — ein Guß, der zum Strom wurde, der sie von all den Erlebnissen der süßen Ballnacht trennte, sie ins Allein stellte — — das jähe Wissen: Wir müssen alle sterben.

Sterben – wie sie das ansah —

Es war noch gar nicht der Tod, den das junge Kind der Welt begriff. Es war erst der Vorgänger, der kühle Hauch, den er vorausgeschickt: das sie anspringende Begreifen der Vergänglichkeit . . .

Alles geht vorüber. Der Ball ist schon vorüber. Alles, alles, alles verklingt, verrauscht, erlischt. Sieh, der graue Morgen steht schon hinter den Fenstern.

Ihre Erlebnisse wurden fern, unwirklich, so merkwürdig klein wie Spielfiguren. Doktor Stechheber, Iris, Edelkitsch... Es war noch kein Schrecken, nur ein seltsam, seltsam kühles Rieseln.

Aber als sie in ihr Bettlein sank, kam der Sandmann schon. Am nächsten Morgen war der kühle Hauch verschwunden, strahlend und wirklich stand die Ballnacht wieder da, bereit, sich fortzusetzen in anderer, noch schönerer Form.

— — An ihrem Hochzeitstag kam's wieder. An der Hochzeitstafel. Es wurde schon überlaut im Saal. Sie und ihr blonder junger Gatte waren die Stillsten. Es wogte wie bunter, leichter Nebel im Raum. Plötzlich rückten alle Gesichter, Gestalten, Dinge merkwürdig weit ab, wurden fern, spielzeughaft, klein, unwirklich, auch der Mann neben ihr. Traumgefühl. Und darin als einziges Wirkliches, groß und breit und brutal stand das Wissen von jenem Ballmorgen: Wir müssen ja alle sterben.

Stärker als damals, klarer, eisiger. Schon der Wirkliche, der seinem Vorgänger folgt. Sterben — was ist das für ein schrecklich' Wort.

Es haben schon Millionen wie wir an der Hochzeitstafel gesessen und sind nicht mehr da. Gestorben. Keiner lebt ewig. Wir gehen alle dem Tod entgegen.

Eisige Schauer mitten im Freudenrausch, auf des Glückes Gipfel. Sie will sich zu dem Mann wenden, sich an ihn schmiegen. — Du, du bist ja da! — Es ist, als fließe ein reißender Strom zwischen ihnen. Auch er — wir sind alle allein — jeder für sich —

Minuten nur. Sie vergingen. Das Leben rollte wieder zurück in leuchtenden Wogen. Ein dunkles Pünktchen nur blieb hängen, ein Keimchen, winzig, aber mit feinen, festen Wurzelfasern.

— — Dann kam der Tod wirklich in ihre nächste Nähe. Sie hatten sie nicht umsonst Iris genannt, überzart war ihre holde Lieblichkeit, gefährdet. Es kamen Monate, in denen sie an jedem Abend fieberte. Sie sah die Angst trotz aller künstlichen Masken in den Augen ihrer Lieben flattern. Lebenshunger, unendlicher Glückshunger bäumte sich in ihr auf. Nicht weg! Nicht von euch! Ich habe ja noch gar nicht richtig gelebt! Ich will Kinder, ich will volles, strahlendes Familienglück! Nicht ins furchtbare Allein, ins schwarze Loch, zugeschüttet werden! Nein, nein, helft mir! Laßt mich nicht sterben!

Es war ganz, ganz anders als ihre ersten scheuen, fernen Berührungen mit dem sagenhaften Tod. Nichts Traumhaftes, Spielzeughaftes, etwas Nahes, Schreckhaftes, das lebendige Wehren gegen die Vernichtung.

Der Tod zog sich zurück. In kostspieligen Kuren und Reisen wurde sie ihrem schleichenden Leiden abgerungen. Sie genas völlig. Leben umflutete sie wieder in seinen vollsten Strömen. Das Grauen blieb lange, durchschrillte zuweilen ihre Nächte. Aber sie war nie allein. Mannesliebe trug sie durch die schwarzen Wasser. Dann kam der Tag, an dem der Arzt ihr sagte, sie dürfe Kinder haben.

— — Wie fest, wie fest binden wir uns alle an das Leben, und doch müssen wir es einmal lassen. Ist das nicht ein Widersinn, oder —?

Philosophie kam, berührte den dunklen Punkt in der Tiefe, vor dem der Instinkt gesunder Tage sich fortbäumt. Der Mann in der Vollkraft seiner Jahre duldete es halb unbehaglich, daß sie sich mit geistreichen Freunden über Tod und Fortleben unterhielt. Es tat ihr wohl. Die dunkle Masse in ihr löste sich in Spekulationen auf. Die Ideen des Kosmos traten in ihr Gesichtsfeld. Die Rosenkreutzer, Parazelsus, Kepler, Goethe, Schopenhauer, die Wiederverkörperungslehre der Theosophen wurden ihr geläufige Begriffe. Selbst im Kreise ihrer Kinder umspielten sie diese Ideen, sie hatten eine anmutige, lächelnde Form gewonnen, die auch ihr Gatte sich gefallen ließ.

Die wilde Angst vor dem Sterben war allmählich übergegangen in eine Versöhnung mit den letzten Gedanken, gewonnen über die blumenbekränzte Brücke der Dichtkunst und der Freundschaft.

— — Dann kam der wirkliche Tod in ihr Leben. Er brach die holdeste Blüte in ihren Händen, ihr jüngstes Kind, er holte ihre Mutter, er riß ihren ältesten Buben aus tobendem Jugendspiel durch einen Sturz in seine kalten Arme. Da mußte sie, die Zarte, immer Geschonte, auf Händen Getragene, den starken Mann stützen, mit ihrer belächelten Philosophie, die im tiefsten Untergrunde Religion ist, Gott suchen über den Gipfeln gebundenen Menschentums. Da hat sich das einst so schutzsuchend schwache Herz an die Hoheit, die Unergründlichkeit, die Gnade des Sterbens gewöhnt.

— — Das ist alles nun vorüber.

Was sie an jenem Ballmorgen auffing in unvorbereiteter Seele, hat sich jetzt alles erfüllt. Von den jungen lachenden Augen, die sie damals umstrahlten, blicken wenige nur noch in die Welt. Auch über dem glattschwarzen Kopf des Literaten Doktor Stechheber grünt der Hügel, und hin und wieder liegt ein Kranz darauf, das würde er vielleicht auch Edelkitsch nennen. Einst hat ihr Mann sie schützen sollen vor dem schauerlichen Begriffe Tod, jetzt ist er ihm selber gefolgt und ließ sie in Trauer, aber ohne Grauen zurück.

Denn das Sterben hat sich jetzt für sie in ein holdes Märchen verwandelt.

Ihre Kinder sind groß, verheiratet, weg von ihr. Was tut eine Frau ohne einen Lebensinhalt, der ihre Tage nicht nur scheinbar füllt, der ihr noch das Bewußtsein läßt, nützlich zu sein auf Erden.

Siehe, sie spinnt an dem süßen Märchen vom Sterben. Denn viel Liebes hat sie schon jenseits der Pforte, hinter der das exakte Wissen aufhört. Sie möchte nur nicht ein langes Siechtum haben. Nein, etwa, daß sie ihren lebensvollen Töchtern das häusliche Leben stören würde und sich selber in menschlicher Erniedrigung zeigen müßte . . .

Nein, das will sie nicht, und das wird sie nicht. Man kann heute noch Berge versetzen durch Glauben und Willen.

Aber der Tod griff an ihr vorbei, und da sind in ihrem Alter Stunden gekommen, da lag ihre hohe Philosophie wie ein Häufchen Dreck am Boden. Denn es kam der Krieg und mit ihm ein millionenfaches Sterben jungen, jungen Lebens. Und darin fiel auch ihr jetzt ältester Sohn und zog seine verzweifelte Frau nach sich. Fünf Waislein schrien nach der Großmutter.

Da hat — da hat sie erst das andere Leben wieder lernen müssen. Ihr wundersames Gespinst, an dem sie webte in ihren einsamen Jahren, hat sie einwickeln und zu unterst in ihrer Truhe verstauen müssen. Denn jetzt hieß es, alle Lebensmüdigkeit verjagen, mit alten Knochen wieder treppauf, treppab traben, sich die Nächte um die Ohren schlagen und tagsüber hellwach auf dem Posten sein.

Sie hatte längst vergessen, wie Säuglinge zu windeln sind, was man mit einer Göre anstellt, die sich plötzlich mitten in der Stube laut heulend erbricht, wie man die ersten Schreibtatzen des Vorschulkleppers betreut, und sie hatte auch wohl gemeint, das könne keiner von ihrer ehrwürdigen Person verlangen, daß sie sich an solchen Murks noch erinnere.

Das süße Märchen vom Sterben muß vorläufig noch still in der alten Truhe liegen bleiben; herausgehen wird es schon von selbst, wenn es an der Zeit ist, und dann wird sie es ja auch von Herzen und mit gutem Gewissen willkommen heißen können.